

Die Deutschschweizer und ihre "verzworgelte" Mundartkultur

Christian Schmid, Vortrag für die IDI-Tagung im Oktober 2019

Geschätzte Kolleginnen und Kollegen, liebe Gäste

I.

Damit Sie den Titel richtig verstehen, beginne ich mit einer Worterklärung. *Verzworglet* meint in der berndeutschen Mundart, die ich spreche, auf einen Baum bezogen, «verkrümmt, verwachsen», auf eine Sache bezogen «verquer». Dass unsere Mundartkultur «verzworgelt» ist, behaupte ich im Buch «Häbet nech am Huet! E Chiflete», das vor wenigen Wochen erschienen ist. Das Buch ist eine *Chiflete*, also eine Streitschrift, denn *chifle* meint «streiten, keifen».

Ich werfe uns Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern vor, dass wir statt einer Mundartkultur einen naiven Sprachnarzissmus pflegen: Jede und jeder verhätschelt ihre oder seine Mundart, den anderen fragen wir nichts nach, ja meist spotten wir über sie. Genau besehen, verhätscheln wir nicht die Mundart der Sprachgemeinschaft, der wir angehören, sondern nur diejenige, die wir selbst sprechen. Jeder und jede hält sich für das Mass, an dem die Mundart, die er oder sie spricht, gemessen werden sollte.

Das Feiern der eigenen Mundart, das wir pflegen, ist in der Regel blind und kritiklos, denn es hat keinen Boden, weil in der deutschsprachigen Schweiz ein kritischer öffentlicher Diskurs über Mundarten nicht stattfindet. Unser Orgeln über die Mundart hat zwei Register. Im Jammerregister klagen wir über die Art und Weise, wie sich unsere Mundarten verändern, und behaupten, die Mundarten gingen kaputt und die Jungen könnten nicht mehr richtig Mundart sprechen. Im Alles-ist-Wurst-Register behaupten wir, Sprachen veränderten sich eben, und es ist uns völlig egal, wie unsere Mundart daherkommt.

Dass kein öffentlicher Diskurs über Mundart stattfindet, hat verschiedene Ursachen: Erstens ist die Mundart aus der Schule verbannt worden. Schulsprache ist nur Hochdeutsch. Wir sind vielleicht die einzige Sprachgemeinschaft in Europa, welche die meistgesprochene Alltagssprache aus der Schule verbannt hat. Wir würden sie beim

alltäglichen Sprechen erwerben, wird uns weisgemacht. Aber wo lernen wir etwas über sie, über ihre Geschichte, über verschiedene Stilebenen, darüber, was gute und was vielleicht weniger gute Mundart ist? Im Hochdeutschen ist es selbstverständlich, dass wir ein gewisses Mass an Sprachdisziplin lernen. In der Mundart ist alles erlaubt, und zwar sowohl im mündlichen als auch im schriftlichen Ausdruck. Wagt man eine kritische Anmerkung zum Mundartgebrauch Jugendlicher, ziehen sich Augenbrauen hoch, runzeln sich Stirnen und man wird zurechtgewiesen mit dem Argument, man solle bitte zur Kenntnis nehmen, dass sich Mundarten verändern, was so viel heisst, wie der Kritiker hüte alte Hüte. Wer immer sich kritisch zum Mundartgebrauch äussert, wird belehrt, dass sich Mundarten verändern. Mit diesem Standardargument blockt man jede kritische Diskussion ab.

An den Hochschulen wird über Mundart nur in der Sprachwissenschaft geforscht; nur dort kann sie auch Thema von Hochschulkursen sein. Die ganze mundartliche Wortkunst bleibt aussen vor. Niemand befasst sich zum Beispiel mit der Mundartliteratur in der deutschsprachigen Schweiz, die seit gut zweihundert Jahren Teil unserer literarischen Tradition ist. Kein Hochschuldozent, keine Hochschuldozentin interessiert sich dafür, welche Themen in der Mundartliteratur wie behandelt wurden und werden, wie sich Literaturmundart wissenschaftlich fassen lässt oder welchen Anteil die Mundartliteratur an der Mentalitätsgeschichte unserer Literatur zum Beispiel zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung hatte. Was zu diesen Themen geschrieben wird, den Blick ausschliesslich auf Hochdeutsch Geschriebenes fixiert, ist denn auch oft das Papier nicht wert, auf dem es steht.

Für die meisten Kulturverwalter in den Medien, in der Kulturförderung und in der Politik ist Mundartwortkunst, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kein ernst zu nehmender Gegenstand, sondern eine Lachnummer. Kulturverwalter verstehen sich als Agenten einer globalen Kultur, die sich zwar brennend für Minderheitensprachen in Afrika, Südamerika oder anderswo interessieren, aber das, was eigene Heimat sein könnte, lieber Rechtspopulisten und Identitären überlassen.

Und vielleicht das Wichtigste: Unsere Mundartkultur hat keinen Ort, wo Kulturpflege und ein kritischer Diskurs stattfinden, nicht einmal eine Hundehütte. In Deutschland gibt es das Alemannische Institut in Freiburg im Breisgau, das internationale

Mundartarchiv «Ludwig Soumagne» in Dormagen-Zons, das Institut für Niederdeutsche Sprache in Bremen und das Niederfränkische Dialektinstitut in Würzburg. In der deutschsprachigen Schweiz gibt es nichts Vergleichbares. Die einzige Instanz, die sich seit Jahrzehnten um die Mundartkultur kümmert, ist die Mundartsendung «Schnabelweid» im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Auf politischer Ebene sind unsere Mundarten Unsprachen.

Das IDI, liebe Kolleginnen und Kollegen, tagt also heuer in einem Landesteil, der für viele von euch wie ein Mundartparadies aussehen mag: Man spricht überall und über alles Mundart, die Mundartwortkunst ist vielfältig und sehr lebendig, aber diese Mundartkultur wird weder kritisch begleitet noch aufgearbeitet. In der Kulturverwaltung und in der Kulturpolitik gilt sie nichts.

Warum ist das so? Das hat viele Gründe, und ich will die wichtigsten aus meiner Warte erklären.

II.

Drehen wie das Rad der Zeit knapp hundert Jahre zurück. Im Jahr 1924 erschien das Buch «Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz» des Berners Otto von Greyerz, der damals ordentlicher Professor für «Sprache und Literatur der deutschen Schweiz und Methodik des Deutschunterrichts» an der Universität Bern war. Von Greyerz' Buch von 114 Seiten ist bis heute der einzige Versuch einer Gesamtdarstellung der Mundartliteratur der deutschen Schweiz. Es ist nicht nur eine Gesamtdarstellung, sondern auch eine ideologisch belastete Schrift, denn von Greyerz verpflichtet die Mundartautoren und -autorinnen auf einen wert-, national- und kulturkonservativen Kurs. Sie sollen die traditionelle bäuerliche Welt zum Zentrum ihres Interesses machen und das Schweizertum vor der Internationalisierung retten. Ich zitiere: «Die Mundartdichtung [...] sucht eine vom Zeitgeist bedrohte Welt zu retten. [...] Ihr vornehmster Gegenstand ist [...] das altangesessene Volk der Heimat, [...] das in allem Wechsel bleibende, gegen seinen Untergang im internationalen Gemisch der Menschen und Ideen ankämpfende Schweizertum». Die Mundartliteratur soll schliesslich auch Widerstand bieten «gegen die Modeströmungen und entartenden Einflüsse der Literatenliteratur».

Otto von Greyerz, der zu seiner Zeit, salopp gesagt, der Deutschschweizer Mundartpapst war, hatte grossen Einfluss. Einerseits gelang es ihm, an den Schulen, vor allem im Kanton Bern, einen Deutschunterricht durchzusetzen, der zwischen Mundart und Hochdeutsch streng unterschied und der auf die Mundart aufgebaut war. In der «Deutschen Sprachschule für Berner» von 1909, die er mit Dietland Studer verfasste, heisst es im Vorwort:

«Anknüpfung an die bernische Mundart als die eigentliche Muttersprache unserer Schüler und scharfe Trennung zwischen Mundart und Schriftsprache.»

Meine Eltern, geboren 1915 und 1917, waren von diesem Deutschunterricht und dem daraus hervorgehenden Deutschverständnis bis an ihr Lebensende geprägt: hie «reine Mundart», dort «reines Hochdeutsch». Meine Mutter liebte ihre Mundart und las sie auch sehr gern. Aber sie hat selbst nie Mundart geschrieben. Übrigens haben es die Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen insgesamt abgelehnt, Mundart zu ihrer Schriftsprache zu erklären, wie ihnen das der Zürcher Emil Baer im Buch «Alemannisch – Die Rettung der eidgenössischen Seele» von 1936 vorgeschlagen hatte. Das ist, meine ich, in jener Zeit bemerkenswert!

Die Folgen der von Greyerzschen Ideologie waren für die Mundartliteratur bis in die Zeit der 1960er-Jahre gravierend: Viele Mundartautorinnen und -autoren verstanden sich als Volkserzieher, heroisierten das traditionelle Bauerntum und verstanden ihr literarisches Schreiben als einen Beitrag zur Sprachpflege. Dass das ihre künstlerische Entfaltung beschnitt, brauche ich Ihnen wohl nicht speziell zu erklären. Ich muss hier hinzufügen, dass die Heroisierung des traditionellen Bauerntums in der Deutschschweizer Kultur so etwas wie eine Erbkrankheit ist. Die Mechanisierung der Landwirtschaft und das Bauernsterben ist in Literatur, Theater und Film ein unbedeutendes Randthema; uns fehlt eine Stimme wie diejenige der schwäbischen Bauerntochter Maria Beig, die dieses Bauernsterben und die davon ausgehenden gesellschaftlichen Verwerfungen in ihren Romanen und Erzählungen zum zentralen Thema gemacht hat. Und noch etwas: Durch den Einfluss des «Schuloberherrn» Otto von Greyerz ist die Mundartliteratur zu einer Lehrer- und Lehrerinnenliteratur geworden. Kamen viele Mundartautoren des 19. Jahrhunderts noch aus der bürgerlichen Oberschicht wie die Basler Emma Kron und Jacob Burckhardt – ja, der berühmte Histori-

ker –, der Baselbieter Jonas Breitenstein und der Zürcher Johann Martin Usteri, so waren die meisten Mundartautorinnen des 20. Jahrhunderts bis in die 1980er-Jahre Lehrerinnen und Lehrer. Mich würde brennend interessieren, warum das so war und was diese Schulmeisterübermacht auf die Auswahl und Gestaltung von Themen für einen Einfluss hatte. Aber weil niemand über Mundartliteratur arbeitet und forscht, werde ich das wohl nie erfahren.

Der von von Greyerz vorgegebenen Marschrichtung kam zugute, dass die Welt Richtung Zweiten Weltkrieg schlitterte. Und die Deutschschweiz tat das, was sie – wie ich noch erklären werde – seit dem späten 17. Jahrhundert immer tat: sie machte den Igel. Alles Schweizerische, in der deutschsprachigen Schweiz auch die Mundarten, wurde hochgehalten, alles Böse konnte nur von aussen kommen. Wir nennen diese geistige Abwehrhaltung: die Geistige Landesverteidigung. Während der Zeit der Geistigen Landesverteidigung, also vorab von den 1930er- bis in die 1950er-Jahre, stand die Mundartliteratur, gerade wegen ihrer ideologischen Basis, in hohem Ansehen. Mit dem Slogan «Schwyzer läset Schwyzerdütsch!» wurde ihre Linientreue beworben.

III.

Hier muss eine zweite Frage gestellt werden: Weshalb glaubte Otto von Greyerz, etwas verkürzt und zugespitzt gesagt, mit der Mundart liesse sich das Schweizertum retten, und weshalb ging diese Ideologie so nahtlos in die Ideologie der Geistigen Landesverteidigung über? Ich kann Ihnen einen zweiten Blick in die Schweizer Geschichte nicht ersparen, den ich so knapp wie möglich formuliere. Ende des 17. Jahrhunderts erfanden sich die Schweizer ihr ideales Eigen, sozusagen den helvetischen Garten Eden. Man nennt diese ideologische Bastelei in der historischen Forschung das Schweizeralpenland. Vor allem seit Albrecht von Hallers Schrift «Die Alpen» begann sich die Vorstellung zu verbreiten, die Schweizer seien das glücklichste, freiheitsliebendste Volk, lebten, von Bergen umgürtet, auf hohen Fluren, dem Himmel am nächsten, atmeten die gesündeste Luft, tranken das klarste Wasser und ässen die gesündeste Nahrung. Diese ideologische Konstruktion wurde vom Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer mitgetragen, der sogar das Hirngespinnst eines *homo alpinus*

helveticus, den man später, als das Mode wurde, mit Schädelvermessungen bestätigen wollte, erfand. Die Vorstellung vom Schweizeralpenland hielt sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts. Während des ersten Weltkriegs stand der Schweizer Soldat auf Bildern, die mir auch später noch als Kind wohlbekannt waren, in Stuben auf hohen besonnten Zinnen und schaute auf das übrige europäische Tiefland hinunter, über dessen Niederungen Rauchschwaden zogen. Im zweiten Weltkrieg entwarf die Schweizer Armee den Réduitplan. Sie wollte in einer Alpenfestung den letzten Kampf führen, wenn er denn sein sollte. In all diesen Vorstellungen spielt das Mittelland, das etwa zwei Drittel der Schweiz umfasst und in dem die meisten Menschen wohnen, keine Rolle. Und jetzt kommt der Clou: Die Sprache des Schweizeralpenlandes ist DIE Mundart. Der glückselige *homo alpinus helveticus* spricht weder Französisch, Italienisch, noch Rätoromanisch, er spricht DIE Mundart.

Sie haben wohl schon verstanden, woher der Wind weht: Der echte, rechte Schweizer – ich ziehe hier die maskuline Form vor – spricht Mundart, nicht eine von den vielen, sondern DIE Mundart. Deshalb kann nur sie, wie Otto von Greyerz behauptet, das «gegen seinen Untergang im internationalen Gemisch der Menschen und Ideen ankämpfende Schweizertum» retten. Sie müssen zwei Dinge verstehen. Erstens: Das Verhältnis der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer zu ihrer Mundart ist von Beginn an ideologisch unterfüttert. Zweitens: Im Raum DER Mundart, und nur dort, bewahrt sich die Schweiz. Bundesrat Emil Welti, er lebte von 1825 bis 1899, verkündete: «Unsere nationale Eigenart steht und fällt mit der Mundart», und Eugen Frühe doziert 1913:

«Noch heute verbindet die ob ihrer hohen Altertümlichkeit ehrwürdige Mundart [...] reich und arm, Vornehme und Geringe, Stadt und Land, Gelehrte und Ungelehrte zu einer Gemeinschaft und bildet dadurch ein zähes Band für die Erhaltung der Volkssitten und zur Wahrung der nationalen Eigenart und Abgeschlossenheit.»

Da konnte der Berner Germanist Samuel Singer noch lange einwenden, es erschliesse sich ihm nicht, weshalb die Mundarten von «hoher Altertümlichkeit» sein sollten, und in der Mundart gebe es ganz deutliche Unterschiede zwischen Stadt und Land und Oberen und Unteren. Es nützte nichts, die Schweizeralpenland-Ideologie liess sich nicht aus unseren Köpfen verdrängen. Alle Anderssprachigen: Romands, Tessi-

ner und Rätoromanisch sowie Italienisch sprechende Bündnerinnen standen draussen; sie hatten mit der wahren Schweiz nichts zu tun.

Vielleicht verstehen die zuhörenden süddeutschen Alemannen jetzt auch, weshalb die Schweizer mit dem Rücken zu ihren gleichmundartlichen Vettern und Basen jenseits der Grenze stehen: DIE Mundart ist schweizerisch!

IV.

Das dauerte bis in die späten 1960er-Jahre, in die Zeit der Bürgerbewegungen, in der sich endlich auch die Mundartschaffenden aus der ideologischen Zwangsjacke zu befreien begannen. Im Bereich der hochsprachlichen Literatur traten die radikaleren Literaten, geführt von Max Frisch, die Tore des Alpenréduits 1966 im Zürcher Literaturstreit ein. Der Mundartgedichtband «Rosa Loui» von Kurt Marti, die Geburtsurkunde der «neuen» Mundartliteratur, erschien 1967 mit dem damals provozierenden Untertitel «vierzg gedicht ir bärner umgangssprach». Diese modern-mundart-Autoren und -Autorinnen wollten, obwohl auch die meisten von ihnen Lehrerinnen und Lehrer waren, nichts mehr wissen vom heroischen alten Bauerntum, von Sprachpflege und vom Schweizeralpenland; sie wollten von ihrem Leben berichten in den Städten, Vorstädten, Agglomerationen und Dörfern. Und ich füge gleich hier hinzu: Die Mundartschaffenden der deutschsprachigen Schweiz schrieben noch nie so ideologiefrei wie heute, glaube ich jedenfalls, wenn das neue globale Alpenland Google-Amazon-Facebook-Youtube-Alexa-Siri und weiss der Kuckuck was noch, nicht schon ihr Gehirn ebenso verklebt hat. Deshalb ist unser Mundartschaffen so lebendig und so vielfältig.

In der Aufbruchbewegung der neuen Mundartliteratur geschah jedoch Folgendes: Nach denjenigen, die besonnen und experimentierfreudig aufbrachen, kamen die radikalen Dogmatiker, sozusagen die Dominikaner der Mundartliteratur, die auf ihre Art klare Verhältnisse schaffen wollten, und behaupteten, alles, was vor dem modern-mundart-Aufbruch in Mundart geschrieben worden sei, sei nichts wert und man könne es getrost vergessen. Sie verpassten dieser überwundenen Art des Schreibens ein Etikett und das hiess: «ds bbluemetete Trögli». Es würde hier zu weit führen, Ihnen diesen Terminus zu erklären. Jedenfalls ergoss sich über das «bbluemetete Trögli», d.

h. über die ältere Mundartliteratur, Hohn und Spott, das eigene moderne Mundartdichten wurde über den grünen Klee gelobt. Dieses blinde dogmatische Gehabe ärgerte den jungen Germanisten, Mundartliteraturkenner und Mundartautor Dieter Fringeli und er schrieb bereits 1967, also im Erscheinungsjahr von Kurt Martis «Rosa Loui», den Aufsatz «Albert Streich und der Grossmaulraub». Er führte Autoren und Autorinnen auf, die in der älteren Mundartliteratur Grossartiges geleistet hatten, wie den Brienzer Albert Streich mit seinen Gedichten, die Frutigtalerin Maria Lauber mit Gedichten und Romanen, den Schaffhauser Albert Bächtold mit seinen Romanen, von denen «Pjotr Iwanowitsch», ein autobiografischer Russlandroman, zu den grossen Werken der Schweizer Literatur gehört. Am Schluss seines Aufsatzes schreibt er aufgebracht und etwas ungerecht:

«Zu den wenigen erwähnenswerten noch lebenden Vertretern der <alten Garde>, zu Albert Bächtold, Gertrud Burkhalter, Albin Fringeli, Maria Lauber und Traugott Vogel ist – trotz einem immensen grossmauligen Aufmarsch – bis auf den heutigen Tag leider nur ein einziger erwähnenswerter Dialektautor der <jüngerer Generation> getreten: Kurt Marti.»

V.

Was wäre geschehen, wenn die Mundartliteratur zum normalen Literaturbetrieb gehören würde: Man hätte debattiert und diskutiert in Zeitungen und Zeitschriften, man hätte an Universitätsseminaren gestritten, man hätte Arbeiten verfasst, Artikel geschrieben, vielleicht sogar das eine oder andere Buch, und der vertiefte Blick, das aus vielen Vorarbeiten gewonnene Urteil hätte sich durchgesetzt. Aber das geschah nicht, weil die Mundartliteratur nicht Teil des normalen Literaturbetriebs ist. Ich versuche, Ihnen zu erklären, was das für Folgen hat.

Erstens: Das Etikett «ds bbluemetete Trögli» wird bis heute wie eine Fliegenklatsche verwendet, um die ältere Mundartliteratur als Ganze platt zu machen. Wer mit dieser Fliegenklatsche zuschlägt, hat den Applaus vieler Claqueure im Bereich der Kulturpolitik und der Kulturverwaltung auf sicher. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Die Frutigtalerin Maria Lauber – sie lebte von 1891–1973 – schrieb nicht nur sehr gute Mundartgedichte, sondern auch zwei beachtliche autobiografisch gefärbte Mundartromane.

Da sie eher melancholischer Natur war und das von ihr literarisch Dargestellte immer sehr stark von ihrem Blick auf die Welt geprägt war, blieb sie von von Greyerz' Forderungen an die Mundartliteratur nahezu unberührt. Ihr erster Roman «Chüngold», der 1950 erschien und der auf eindrückliche Art schildert, wie ein Bergbauernmädchen – das Alter Ego ihrer selbst – in einfachsten Verhältnissen aufwächst, wurde kürzlich in einer sehr gut betreuten, kommentierten Neuausgabe herausgegeben. Das Medienecho war äusserst bescheiden und ein Rundfunkredaktor, der dieses Buch in einer Sendung vorstellte, schrieb im Anriss der Ankündigung der Sendung: «Einfach war diese Kindheit nicht, und doch ist das Buch von 1950 auch ein Stück «Bluemets-Trögli-Literatur».» Mir erschliesst sich nicht, was diese beiden Halbsätze miteinander zu tun haben. Aber, der Schlag mit der Fliegenklatsche, der ja nichts sagt, nur ein Vorurteil äussert, das bar jeden Sachverstandes ist, erledigt das Buch, bevor es besprochen wird.

Beim zweiten Punkt, der erklären soll, welche Folgen es für die Mundartliteratur hat, dass sie nicht Teil des normalen Literaturbetriebs ist, muss ich etwas grundsätzlicher werden: Literatur besteht nicht einfach aus Bücherschreiberinnen, Buchherstellern und Leserinnen. Literatur, wie sie heute noch gemacht und rezipiert wird, ist eine Wortkultursparte mit den genannten Hauptakteuren und einem langen Tross von Journalisten, Hochschuldozentinnen, Kulturverwaltern, Buchhändlerinnen und Bibliothekaren, Kritikern usw., welche das literarisch Geschaffene unablässig bewisperm, loben, kritisieren, kommentieren, in historischen und sachbezogenen Arbeiten zusammenfassen und damit einen Echoraum schaffen, in dem erst eine literarische Tradition entstehen kann.

Dieser Echoraum existiert für die Mundartliteratur nicht, weil ihr der echoraum-bildende Tross fehlt. Heute gibt es in der deutschsprachigen Schweiz keinen Universitätsdozenten, keine Universitätsdozentin mehr, welche sich fundiert und regelmässig mit Mundartliteratur befasst. D. h. es gibt keine Grundlagenarbeit für diesen Bereich, der immerhin seit über zweihundert Jahren zur Deutschschweizer Wortkultur gehört. Es gibt keine Fachpersonen mehr, die eine wissenschaftlich fundierte Kenntnis und einen Überblick über die Mundartliteratur hat. Auch dazu zwei Beispiele:

Von 1990 bis 2000 verfasste ich vier Handbuchartikel zum Thema «Mundartlitera-

tur» oder «Mundartliteratur der Deutschschweiz», nämlich für das «Schweizer Lexikon» das «Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft», das «Historische Lexikon der Schweiz» und das «Lexikon der Schweizer Literaturen», weil niemand im Hochschulbereich fähig und bereit war, diese Arbeit zu machen. Für das «Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft» hatte ein Hochschuldozent vor mir einen Artikel verfasst, der von den Herausgebern wegen mangelnder Qualität als nicht publizierbar zurückgewiesen worden war.

In Schweizer Literaturgeschichten kommt Mundartliteratur gar nicht oder nur ganz am Rand vor. Ein gutes Beispiel ist die bei Metzler erschienene «Schweizer Literaturgeschichte» von Rusterholz und Solbach. Dort wird bereits im Vorwort klar gemacht, dass Literatur der deutschsprachigen Schweiz hochdeutsch zu sein hat. Was in Mundart daherkommt, ist nicht des Schreibens wert. Was die beiden Autoren zum Thema «Literatur und Geistige Landesverteidigung» zu sagen haben, ist denn auch nicht das Papier wert, auf dem es steht, weil dort die Mundartliteratur die Hauptrolle spielt und ihr Ausklammern den Sachverhalt völlig verzerrt.

Wir lernen also als Fazit aus der Literaturgeschichtsschreibung der deutschsprachigen Schweiz, dass in Mundart Geschriebenes keinen literarischen Anspruch erheben kann. Die Folgen dieses impliziten Urteils für den Status der Mundartliteratur im Kulturbetrieb muss ich Ihnen nicht schildern.

Einen dritten Punkt will ich nur andeuten: An der Universität Bern wird zurzeit eine wissenschaftliche Gesamtausgabe des Werks von Jeremias Gotthelf erarbeitet. Für dieses Projekt stehen Millionen aus der Bundeskasse zur Verfügung. Neuausgaben von Mundartliteraturwerken müssen in der Regel von privaten Vereinen und Stiftungen vorgenommen werden. Die Neuausgabe der Werke der Frutigalerin Maria Lauber besorgt die Kulturstiftung Frutigland, die Mundartwerke des Emmentalers Simon Gfeller gab die Simon Gfeller Stiftung heraus, Werke des Berner Autors Rudolf von Tavel werden von der Stiftung Rudolf von Tavel neu ediert. Diese Fragmentierung der Verwaltung des mundartliterarischen Erbes, von dem der Bund nichts wissen will, hat zur Folge, dass die Qualität des Gebotenen sehr unterschiedlich ist. Gerade in kleinen Vereinen und Stiftungen fehlt manchmal die nötige Sachkompetenz und

was aus Liebhabereifer entsteht, hat oft eher den Charakter von Lobpreisungen als von fundierter Sacharbeit.

VI.

Die Dialektologie ist an der Geringschätzung der Mundartliteratur übrigens nicht ganz unschuldig. In der deutschsprachigen Schweiz leistet die Dialektologie, also jener Wissenschaftszweig, der sich sprachwissenschaftlich mit den Deutschschweizer Dialekten befasst, seit zweihundert Jahren und bis heute Beachtliches. Erwähnt seien die beiden grossen Grundlagenwerke, der «Sprachatlas der deutschen Schweiz» und das «Schweizerische Idiotikon», das seiner Vollendung entgegengeht und meines Erachtens eines der erstaunlichsten Werke der wissenschaftlichen Lexikografie ist. Seine Internetseite ist ausgezeichnet gemacht. Bis heute kommen viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Bereich der Dialektologie zu interessanten Erkenntnissen, von denen manchmal auch ein breiteres Publikum profitieren kann. Dialektologen und Dialektologinnen, deren hauptsächlicher Untersuchungsgegenstand die gesprochene Sprache ist, haben zur Mundart als Literatursprache, etwas überspitzt gesagt, ein schlechtes Verhältnis. Das war schon immer so. Vielen von ihnen ist Mundart als Literatursprache suspekt. Bereits 1954 bemerkte Walter Henzen in seinem Buch «Schriftsprache und Mundarten»:

«Auch die Mundart kann zwar geschrieben werden, aber es läuft dies eben doch mehr oder weniger ihrem Wesen zuwider.»

Noch viel schärfer urteilt Walter Schenker in einem Aufsatz von 1977:

«Dialekt [hat] da, wo er geschrieben wird, nicht mehr als Dialekt zu gelten. Wo also Dialekt in der Literatur auftaucht, ist er grundsätzlich als lediglich simulierter Dialekt zu begreifen.»

Stellen Sie sich vor, ich würde behaupten, Standarddeutsch könne zwar gesprochen werden, aber es laufe seinem Wesen zuwider», oder, «Standarddeutsch habe, wo es gesprochen werde, nicht mehr als Standarddeutsch zu gelten». Eine solche Aussage würden Sie zu Recht nicht akzeptieren. Alle Sprachformen kann man schreiben; die gesprochene Form gehört in den Raum der Mündlichkeit, die geschriebene in den Raum der Schriftlichkeit. Behaupten wir von einer Sprachvariante, für sie sei nur der

Raum der Mündlichkeit legitim, hätte die deutsche Sprache in ihren Anfängen nie geschrieben werden dürfen. Denn die ersten Geistlichen, die sich daran machten, geistliche Texte auf Deutsch aufzuschreiben, schrieben in einer bis dahin ausschliesslich gesprochenen Sprache. Natürlich sind Sprechen und Schreiben zwei verschiedene Kulturtechniken, die erste erworben, die zweite erlernt, deshalb sind die Sprechform und die Schreibform auch sehr verschieden, weil sie unterschiedliche Zwecke erfüllen müssen. Der Philosoph, Kommunikationswissenschaftler und Kunstkritiker Vilém Flusser hat es so gesagt:

«Geschrieben wird nicht die gesprochene, sondern eine eigens für das Schreiben <wohltemperierte> Sprache.»

Geschriebene Mundart ist sehr wohl Mundart, aber einfach geschriebene!

Wo sich einst Hochschuldiagnostologinnen und Deutschlehrer, die von Beruf wegen mit Mundarten zu tun hatten, und mundartinteressierte Laien trafen, z. B. im respektablen «Bund Schweizerdeutsch», der in einer eigenen Schriftenreihe dialektologische Arbeiten publizierte, ging es vor allem um Mundart als Sprache und nicht um Mundartliteratur. Dieser «Bund Schweizerdeutsch», der sich heute «Mundartforum» nennt, hat seine traditionelle Klientel verloren, weil Deutschlehrkräfte nicht mehr mit Mundarten zu tun haben und weil der Verein für die meisten Hochschuldiagnostologinnen unattraktiv geworden ist. Deshalb spielt die Mundartliteratur in Publikumsveranstaltungen heute eine viel wichtigere Rolle. Aber der Verein kämpft, wie alle ehemals gutbürgerlichen Vereine, um sein Überleben. Meines Wissens hat es nie Mundartliteraturvereine gegeben.

VII.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, verehrte Gäste, ich will zum Schluss kommen, damit wir auch noch etwas diskutieren, sowie bundesdeutsche und österreichische Mundartliteratur-Befindlichkeiten kennenlernen können.

Mein Unbehagen mit unserer Mundartkultur, die ich eher als verkappten Sprachnarzissmus betrachte, ist, dass wir zwar nach wie vor überall und über alles Mundart sprechen, dass wir jedoch verlernt haben, über Mundart zu sprechen. Wir sind mit allem, was nach Mundart klingt, höchst zufrieden, vor allem dann, wenn es auch

noch lustig ist, denn Comedy ist die Kunstform der Stunde. Wir sind nicht mehr bereit, uns darüber Gedanken zu machen, was gute und was schlechte Mundart ist. Das verstehe ich, denn uns ist die Basis abhandengekommen, von der aus wir urteilen könnten. «Everything goes» scheint das Losungswort zu sein. Wenn man mal ein kritisches Wort punkto Mundartform wagt, wird man mit dem stereotypen Argument zurechtgewiesen, Sprachen veränderten sich halt. Die Dialektologie lässt uns da im Stich: Sie beobachtet, urteilen will sie nicht. Ich finde das schade. Vor allem auch, weil mir jüngst ein klopstockscher Satz in eigenwilliger Schreibung zu denken gegeben hat:

«Di Sprache eines Folx bewart seine Begriffe, Empfindungen, Leidenschaften, dis alles oft bis zur feinsten Näbenausbildung, wi in einem Beheltnis auf. Man könnte das Aufbewarte die Sele der Sprache nennen.»

Sind wir noch an den «feinsten Näbenausbildungen» interessiert? Nicht nur in den Mundarten, sondern in unseren Sprachen überhaupt? Ich weiss es nicht!

Ich danke Ihnen fürs Zuhören.